Karl H. Karst

Der Brief, das Band, die Wirklichkeit -Wolfgang Schiffers Hörspiele

1977 war es, als der Westdeutsche Rundfunk in beinahe zweitägigem Abstand Briefe von Getrud S. erhielt, die allesamt an den "Lieben Moritz" gerichtet waren. Wer dies sein sollte, blieb unbekannt zunächst. "Moritz" war nicht auszumachen in seiner redaktionellen Zordnung, kaum zu benennen in seiner hierarchischen Funktion, allenfalls provozierend für jenes einkanalige Medium, das sich nun, persönlich benannt, in den Rang eines Gesprächspartners erhoben sah. Als Synonym für die Möglichkeit einer kommunizierenden Mediengesellschaft erschien er zugleich als Beleg für deren Mangel an Gespräch. "Ich habe lange Zeit, seit meiner Schulzeit, mich mit einem scharfen Dorn im Leib gespürt", sagt Getrud. So sei es gekommen, daß sie, wenn sie sich "unbelauscht vorkam, mit dem scheinbar leblosen Kasten von Radio zu sprechen begann". Dem Sprechen folgte das Schreiben, dem Schreiben endlich das ermangelte Gespräch: Der "liebe Moritz" war ein Wolfgang geworden, eine Person, die reagierte, die schrieb und sprach - und die am Ende noch ein Hörspiel daraus machte: "Der andere geigt, der nächste frißt Gras -Getrud", Originalton-Hörspiel von Wolfgang Schiffer und Charles Dürr, Regie: Hein Bruehl. Urgesendet am 25. Juli 1978, wurde es zum "Hörspiel des Monats" gewählt, mit lobenden Kritiken versehen und schließlich als ARD-Beitrag für den Prix-Italia 1979 eingereicht. Wenig später entstand eine französische Übersetzung, eine Theaterbearbeitung unter dem Titel "Gestörtes Leben" und eine amerikanisch-deutsche Simultanfassung des US-Senders KPFA-Berkley.

"Gertrud", das vierte Hörspiel Wolfgang
Schiffers, zugleich auch das dritte (und bislang
letzte), das er gemeinsam mit Charles Dürr
schrieb, ist eine akustische Collage, die nicht
nur den Lebenszustand einer vermeintlich Kranken
zu beschreiben versucht, sondern zugleich auch
ihre eigene Entstehung dokumentiert. Indem sie
sich selbst vorzeigt als Gegenstand der BeHandlung, gerät sie - wie jedes Kunst-Stück, das
sich durchschaubar macht - zu einer formgewordenen Kritik an der überkommenen Zuordnung von
Wirklichem und Unwirklichem, letztlich auch an
der medizinischen Klassifikation der Schizophrenie.

Gertrud, die "Moritz" (er)fand, ist "nervlich krank" - so jedenfalls lautet das Urteil der Medizinier, die sehr rasch ein treffendes Wort zu finden wissen für diesen Zustand des Mangels: "Morbus Bleuler". Die Kurzform ihres Urteils heißt: "unheilbar", und sogleich folgt das Wort von der "Ruhigstellung". Nur mehr als lebendiger Störfall erscheint das "gestörte Leben" dieser Frau, deren Behinderung indessen Wahrnehmungen ermöglicht, die der vorgeblich Gesunde nicht kennt: Sie nimmt wörtlich, fühlt bildlich, verhält sich poetisch in ihrer Sprache und ist dennoch (oder deshalb wohl) "krank".

Das Hörspiel "Gertrud" steht in der Tradition des sozial-engagierten Originalton-Hörspiels, das in den siebziger Jahren die akustische Landschaft des Radios zu verändern suchte. Seine Authentizität rührt jedoch nicht aus dem Wirklichkeitsanspruch vorgeblich "authentischer" Dokumente, sondern im Gegenteil aus der Offenlegung ihres künstlerischen Arrangements, ihrer medialen Aufbereitung, letztlich also ihrer Un-Wirklichkeit. Der Autor selbst gerät zum Gegenstand des Spiels, das in seiner zugestandenen Fiktionalität nicht weniger "wirklich" sein will

als die vorgeblich nicht-fiktive Wirklichkeit.

In diesem Verhältnis von WirklichkeitsMaterial und Wirklicheits-Gestaltung finden
Wolfgang Schiffers frühe Hörspiele ihre Gemeinsamkeit. Den Anfang bildet dabei (sieht man
von einem Kinderhörspiel ab, das 1976 unter dem
Titel "Ein schlechtes Gewissen hat schon manchen
gebissen" (WDR) entstand) das erste gemeinsam
mit Charles Dürr erarbeitete Dokumentarstück:
"Verurteilt. Christa Palms Briefe in den Knast".
1976 wurde es unter der Regie von Heinz Wilhelm
Schwarz im Westdeutschen Rundfunk produziert und
1977 erhielt es den Hörfunkpreis der freien
Wohlfahrtspflege.

"Verurteilt" zeigt vor anstatt zu benennen: Es lebt aus dem Selbstzeugnis der Betroffenen und gehorcht einem Selbstdarstellungsprinzip, das auch in "Gertrud" noch Gültigkeit hat. Der Brief und das Tonband als Dokument originärer Sprache, als Ausdruck alttäglicher Wirklichkeitserfahrung, als Mittel der Demonstration gesellschaftlicher Zustände.

Wie Getrud ist Christa Palm ein "Opfer". Ein Opfer zudem, dessen "Verletzung" durch jene hervorgerufen wird, die sie zu heilen vorgeben. Zunächst noch Verlobte und schließlich Ehe-Frau eines Verurteilten, erscheint sie als die eigentliche Trägerin jenes richterlichen Urteils, das der Straftat ihres Mannes gilt. Christa Palm ist "verurteilt" zur Diskriminierung. Sie steht unter dem Verdikt ihrer Familie und ihrer Freunde, schließlich sogar ihres eigenen Mannes, dem sie sich unterwürfig und idealistisch zunächst aufopferte.

Mit seiner einfachen, zumeist in rheinischem Idiom gehaltenen Sprache will dieses Hörstück eingängig sein. Es soll wirken ohne große Neigung zur Poesie, ohne große akustische Raffinesse. Zurückhaltend gegenüber dem gesellschaftlichen Verursacher, ist es dennoch ein aufrührendes Stück, das seine Glaubwürdigkeit vor allem aus der schlichten, zuweilen auch wortarmen (aber in dieser Wortarmut ausdrucksreichen) Brief-Sprache Christa Palms bezieht.

Das 1978 entstandene Dokumentarspiel "Überschuß oder Fünf Tage im Leben des Akademikers Peter Bachmann" (eine Koproduktion des WDR mit dem Hessischen Rundfunk, die Frank Hübner realisierte) ist wesentlich expliziter und letztlich auch thesenhaft. Sein Material, das die Situation arbeitsloser Akademiker beschreibt, ist nicht mehr als Original-Ton erkennbar, sondern bleibt Grundlage einer fiktiven Handlung, die zum Rahmen eines sozialpolitischen Disputes gerät.

Peter Bachmann, die Titelfigur, erscheint als menschliches Exempel jenes "Überschusses", den die moderne Produktionsgesellschaft in steigendem Maße hervorruft. Nach langjährigem Studium und erfolgreichem Abschluß als "Magister Artium" steht Bachmann "auf der Straße". Seine Berufswünsche, gesellschaftlich geschürt, bleiben unerfüllt, seine Arbeitssuche verläuft ergebnislos, allerorten stößt er auf eine "geschlossene Gesellschaft".

Das "akademische Proletariat" jedoch, dem Peter Bachmann sich zuzurechnen scheint und das als Schlagwort eine künstliche Gemeinsamkeit zwischen arbeitslosen Arbeitern und arbeitslosen Akademikern herzustellen versucht, entlarvt sich als Theorem.

"Gertrud" bildet den Abschluß des "dokumentarischen", materialgebundenen Arbeitens Wolfgang Schiffers, das seit 1980 in ein mehr poetisch ausgerichtete <u>Schreiben</u> von Hörspieltexten übergeht. Der Sammlung und dem Arrangement vorgefundener Materialien folgt das Nach-Schreiben der erlebten Wirklichkeit: An die Stelle des "Findens" tritt das schriftstellerische "ErFinden", das sich unabhängig macht von der Syntax der äußeren Erscheinung und sich spürbar
häufiger den Wahrnehmungsverschiebungen der
Wirklichkeit zu widmen versucht – deutlich zu
hören in "Adrian", einem Hörspiel, das 1980
unter der Regie von Bernd Lau als Produktion des
Südwestfunks entstand.

Adrian, der nicht mehr lebt, vielleicht auch nie gelebt hat (dieser konstruktive Zweifel bleibt erhalten), ist der fiktive Gesprächspartner Petras, die als reale Figur im Mittelpunkt des Hörspiels steht. Ohne je eine "Rolle" zu spielen oder auch nur ein einziges Wort selber zu sagen, ist er die tragende Figur des Stückes. In seinem Anderssein gerät er zum Modell des Widerspruchs, zu einem gesellschaftlichen Widerhaken, an dem sich die Hüter von Ordnung und Gewohnheit (Petras Eltern zum Beispiel) ihre Wunden reißen.

Der jungen, durch den Tod Adrians getrennten, aber sehr lebendig wirkenden Liebe steht ein älteres, durch das Leben gebundenes, doch schon reichlich erstorbenes "Verhältnis" gegenüber. Sehr präzise ist die Sprache der Liebenden aufgefangen, und sehr behutsam wird diese "Poesie" vor dem Absturz ins Sentimentalische bewahrt.

"Adrian" ist ein besinnliches Hörspiel, schon darin setzt es einen neuen Akzent. Es beschreibt die gedanklichen Zustände zweier "Paare", deren unterschiedliche Liebes- und Lebensverständnisse nicht gegeneinander ausgespielt, sondern nebeneinander vorgezeigt werden als gleichermaßen gängige Verhaltensweisen.

Nur scheinbar widersinnig ist die Feststellung, daß dieses zugestanden "künstlerische", erstmals deutlich poetische Hörspiel Wolfgang Schiffers in der Vielschichtigkeit seiner Sprechebenen der angeblichen Wirklichkeit näher kommt als manches Dokumentarstück, das sich notgedrungen auf die vorzeigbare Oberfläche gesellschaftlicher Zustände beschränkt. Indem es sich
zu erkennen gibt als eine "erfundene", aber
durchaus gültige Wirklichkeit, weist es unter
(und nicht auf) die Oberfläche jener vorfindbaren "Realität", die eben mehr enthält als die
abbildbare äußere Erscheinung.

In "Kronstadts Bericht" wird dies zum Thema. Es ist ein Stimmenspiel um die Selbsterfindung von Personen, Gegenständen und Ereignissen: Zwei weibliche und drei männliche Stimmen (vielleicht sogar vier) vertreten fünf oder sechs (vielleicht auch nur drei) akustische Personen-Zustände. Wer von wem spricht, wer von was erzählt, bleibt offen zunächst. Und was herauskommt dabei, ist eine Geschichte – geradezu lächerlich einfach.

"Lächerlich" zumindest für jene, die hohnlachend ihre Geringschätzung zeigen demjenigen gegenüber, der sie erlebte. Und "einfach" ist diese
Geschichte, weil nicht sie der Mittelpunkt des
Hörspiels ist, sondern lediglich ihre Entstehung: die Konstruktion von Wirklichkeit.

Eine verwirrende Erzählspirale hebt an, die Zerstörungseigenschaft der Sprache sich selbst entlarvt. Da zeigt sich etwa die Überheblichkeit zweier solider Bürger, deren Konversationslust sich die Sensibilität eines depressiven Menschen zum Opfer wählt. Ihrer "ordentlichen" Sprache stehen die "wirren" Sätze eines Mannes entgegen, der in zuweilen poetischer Verdichtung und mit scheinbar unpassenden Wörtern die Wirklichkeit auf den Nenner bringt.

In "Kronstadts Bericht" scheint behandelt zu sein, was in nahezu allen bisherigen Hörspielen Wolfgang Schiffers unterschwellig Gegenstand war: Die Fragwürdigkeit der Wirklichkeitserfahrung und die Zweifelhaftigkeit des Erlebens. Vielleicht sogar ist es eine spielerische Reflexion der grundlegenden Motive des literarischen Arbeitens: schreiben und reden, um "sprechend" lebendig zu werden; Geschichten finden und erfinden, um jene "Verewigung" zu erreichen, die jeder künstlerischen Tätigkeit, letztlich auch jeder Lebensäußerung als Wunsch zugrundeliegt.

"Wie Stacheln Wörter erfinden gegen die Wirklichkeit", heißt es in einem späteren Gedicht Wolfgang Schiffers: Anschreiben gegen die ohrenbetäubende Ruhe im Land, gegen den Wärmeverlust dessen, was sich Leben nennt - stets mit der kleinen Hoffnung, etwas ausrichten zu können mit sprachlichem Widerstand.